

Dienstag, 19. Oktober 2004

Brief an den Aberglauben

Die Erfassung von Informationen durch unsere Sinne wird anhand von Mosaiken vorgenommen. Umso mehr Steinchen zueinander passen, umso klarer die Vorstellung und das, was wir wahrnehmen. Umso größer die Übereinstimmung mit vorhandenen, gespeicherten Mosaiken, je größer das Verständnis. Aber leider auch die Befürchtung. Passiert jemandem ein großes Ungeschick und sieht dabei eine schwarze Katze, dann würde bei einer Wiederholung einer Lebensszene mit einer schwarzen Katze das Verhaltensmuster des Mosaik-Gefahr bedeuten. Dasselbe könnte mit einer Leiter passieren und/oder welchem Gegenstand auch immer. Nur zu blöde, dass dieser dann mit einem negativen Glauben belegt ist. Weil er leider ein Stein im Mosaik ist. Dasselbe gilt aber auch für den positiven Aberglauben. Gewinnt man eine Präsentation mit einer bestimmten Krawatte, dann gehört diese zukünftig zur Gewinner-strategie. Fußballtrainer laufen deshalb ganze Siegesserien mit denselben Klamotten rum. Das Mosaik des Gewinnens deckt sich somit mit der gewünschten Möglichkeit, wieder zu gewinnen. Das Verhindern einer solchen Wiederholung, also der negative Aberglaube, lässt uns dieselbe Krawatte verdammen oder eine schwarze Katze lieben und verehren. Die Frage, zu welchen Mosaiken gehören die weltlichen oder unterbewussten Dinge. Somit besteht der Aberglaube aus nichts weiter, als Mosaiksteinen, die entweder beabsichtigt entfernt oder verhindert werden. Oder eingefügt und befürwortet werden. Obwohl das mit dem Ausgang eines zu erwartenden Ereignisses nichts zu tun hat. Aber wir folgen den Mosaiken unserer Wahrnehmung, weil wir uns schon wohler fühlen, wenn wir es tun. Somit sind sie legitimer Aberglaube. Denn wir fühlen uns wohler, ihnen zu folgen. Und wenn sie auch nichts mit dem zu erwartenden Ausgang gemein haben, dann mit dem Wohlbefinden. Hier siegt mal wieder die Emotion über die Logik. Wie schön menschlich. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 20:00

Brief an die Abhängigkeit

Eigentlich bist du nur eine Illusion. Denn trotz des Umstands, dass du deine Fesseln überall anlegst, wo es dir gelingt, sind diese erschreckend leicht zu lösen. Das weiß man nur vorher nicht. Darum dient man dir. Man ist von so viel anscheinend abhängig. Bis zu dem Zeitpunkt, dass du, aus welchen Gründen auch immer, nicht mehr zu bedienen bist. Dann bist du plötzlich weg. Beim Rauchen ist das ebenso, wie beim Arbeiten. Man denkt ständig, was alles passieren kann, wenn man dich verliert. Aber dann gewinnt man die Erkenntnis, dass man ohne dich viel besser leben kann. Die Abhängigkeit von der Abhängigkeit ist die es, die es gilt, im Laufe eines Lebens zu lösen. Denn eigentlich gibt es nichts, für das es sich wirklich lohnt, dass man abhängig davon wird. Denn am Ende eines jeden Lebens endet auch jede Abhängigkeit. Somit kann man die ungesunden viel früher in den Wind schießen. Und die schönen viel besser auskosten. Aber die Stricke, die du anlegst, gilt es ständig zu kappen. Denn wie im Netz der Spinne ist man plötzlich Gefangener der eigenen Unachtsamkeit. Denn nichts treibt einen ins Netz der Abhängigkeit, außer man sich selbst. Natürlich ebnet viele Geschehnisse eines Lebens den Weg in die Fänge. Aber die Schritte unternimmt man selbst. Darum kann man auch den Weg zur Abhängigkeit einfach in einen Weg weg von der Abhängigkeit wechseln. Man muss nur den ersten Schritt tun. Und dann erst den nächsten. Und so lernt man den unglaublichen Genuss auf dem Weg zurück in die Freiheit. Denn die hat keine und kennt keine Abhängigkeiten, sondern nur freiwillige Verbindungen. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 19:00

Brief an das Abwarten

Alles benötigt seine Zeit. Manchmal geht es viel zu schnell vorüber. Aber oft kommt es nur langsam vorwärts. Die Kunst, abwarten zu können, ist keine, derer ich Herr bin. Die Ungeduld liegt mir da schon näher. Dabei gibt es viele gerade wunderschöne Dinge des Lebens, für die es sich wirklich lohnt, abwarten zu können. Ob die Liebe des Lebens. Oder das Glück. Denn wann es kommt, ist eigentlich zweitrangig. Hauptsache, es erreicht einen zu Lebzeiten in seiner reinsten Form. Nicht abwarten können verleitet einen dazu, zu früh etwas in Dinge rein zu interpretieren, die rückblickend einfach nicht da waren. Wer nicht warten kann auf das, für das es sich lohnt, zu warten, der muss mit dem Gedanken leben lernen, nicht das bekommen zu haben, auf das es sich wirklich lohnt, zu warten. Beim Essen, Trinken, im Urlaub, beim

Sonnenuntergang, am Bahnsteig, auf einen Freund, die Liebe, die Geburt, den Erfolg, die Anerkennung, das Glück. Alles ist möglich in einem Leben. Und man muss natürlich auch etwas dafür tun, aber das zu erringen, was man erhofft hat, heißt abwarten zu können. Sonst trinkt man den Kaffee des Lebens zu heiß und verbrennt sich den Mund. Alles hat seine Zeit. Die niemand kennt. Und wie schnell oder langsam andere an Ziele und Träume gelangen, ist zweitrangig. Denn die Lebensuhr der Menschheit tickt bei jedem völlig anders. Hier mal langsamer und hier mal schneller. Und so heißt es zwar, immer dran bleiben, aber abwarten können auf das, was man wirklich vom Leben wollte. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 18:00

Brief an die Ahnungslosigkeit

Es gab eine Zeit, da spielten High End Lautsprecher eine gewisse Rolle in meinem Leben. Da begegnete mir erstmals etwas, was sich dann häufen sollte. Die Ahnungslosigkeit. Diese drückte sich folgendermaßen aus. Kunden, die stolze Besitzer eines unserer sehr guten und schönen und zugleich nicht billigen Lautsprecher wurden, riefen häufig unentwegt und sehraufgeregt an. Mit der festen Annahme, dass ein Lautsprecher defekt sei. Und der Absicht, das umgehend Ersatz herbei geschafft werden müsste. In 80 % der Fälle war der Balanceregler am Verstärker aus Versehen zu einer Seite eingeschlagen. Was dazu führte, dass aus dem anderen Kanal nichts kommen konnte. Dieser Hinweis wurde in der Regel erst abgewiegelt, dann trat Stille ein und man vernahm nun noch eine leise: Oh! Und schon war die Welt wieder in Ordnung. Nichts war kaputt, Austausch oder anderen Mutmaßungen. Es war eine Art von Ahnungslosigkeit eingetreten, das Problem nicht beim kleinsten Nenner zu suchen, sondern natürlich das Schlimmste anzunehmen. 19 % der Anrufer hatten den Balanceregler zwar auf Mitte, aber entweder übersehen, dass man zwischen den Lautsprechern A und B sich am Verstärker entscheiden musste, oder einfach ein Kabel nicht richtig angeschlossen war. Vereinzelt war auch einfach der Verstärker nicht an. Aber alles in allem Bagatellen, die aber von einer Ahnungslosigkeit angetrieben wurden. Die der Annahme des größtmöglichen Schadens. Und die des kleinstmöglichen Fehlers. Denn der kann unmöglich bei einem selbst liegen. Fehler machen und haben immer erst die anderen. Dabei könnte man ahnen, dass es in über 80 % der Fälle nie der Fall ist. Diese Vorahnung könnte einen veranlassen, mal die drei Hauptübeltäter für technische Probleme selbst auf die Schnelle zu kontrollieren. Aber wer ahnt denn schon, dass so wenig so viel anrichten kann. Diese Ahnungslosigkeit über die Kleinigkeit mit großer Wirkung ist das eigentliche Problem, das für sehr vieles im Leben sehr oft zutrifft. So ist vieles nicht defekt, sondern der Stecker ist nur nicht drin. Wenn das alle wüssten, würden die Hotlines und Serviceteams so gut wie nichts zu tun haben. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 17:00

Brief an das Alter

Na, du bist ja eine komische Erscheinung. Entweder ist man zu jung. Da glaubt einem keiner, was man sagt. Und schwupp ist man zu alt und es hört einem keiner mehr zu, was man sagt. Und dann wollen alle immer jung bleiben. Und im hohen Alter jung sterben. Warum setzt du nicht deine Stärken ein? Deine Weisheit, deine Erkenntnisse, deine Erfahrungen, deine Gelassenheit. Du hast so viele Vorzüge. Du weißt so vieles besser, aber machst keinen Gebrauch davon. Sondern schaust zu, wie alle nicht einen Tag älter werden wollen. Sondern immer jünger. Absurd, dass alle möglichst alt werden wollen, aber ohne alt zu sein. Und alt werde ich auch noch eine ziemlich große Belastung geworden. Denn das Alter versteckt sich. Man will keine Alten ständig sehen. Dabei werden wir immer älter. Und mehr Ältere. Aber das beschleunigt den Wahn zum Jungsein nur noch. Auf was wartest du noch, Alter? Zeig es den Jungen. Oder ist das die Weisheit des Alters, eben nicht jeder Mode und jedem Trend hinterher zu jagen? Sondern in aller Ruhe den Sturm vorüber ziehen zu lassen. Zuzutrauen wäre es dir. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:50

Brief an Amerika

Groß war meine Bewunderung. Alles, was Sterne und Streifen hatte, war erhaben über alles andere. Sogar deine Muttermilch Coca Cola hat mehr politischen Geist als Erfrischungsgeist. Der Hamburger, deinen Sportarten. Deine Hymne. Der Jazz. So viele Dinge, die große Symbole der Freiheit sind, habe ich mit dir verbunden. Immer Vorbild dafür, dass ein Geist in Freiheit alles erreichen kann, was er wirklich will. Als dein Eishockey-Team die Russen bei der Olympiadeschlusfeier habe ich geweint vor Freude. So viele Momente des Selbstbewusstseins sind mit dir verbunden. Du hast mir das Skateboard-fahren geschenkt. Das Windsurfen. Und ich habe mir amerikanische Träume gefüllt. So bin

ichHarley Davidson gefahren. Und einen Chevy.Für deine Vision von Freiheit habe ich alleskopiert und konsumiert, was aus deinem Schoß entsprungen ist. Deine Musik habe ich gehört, ohne ein Wort englisch zu verstehen. Amerika, du warstmein Vorbild.Und jetzt ist alles das verblasst und hat sichumgekehrt. Ich fühle mich von dir missbraucht undvöllig falsch verstanden. Wie ein Erwachsener, derdas Zutrauen eines Kindes missbraucht. Für seineniedrigen Instinkte. Deine Symbole und Zeichensind aus meinem Leben verschwunden, weil der Preisdessen, was du mir versprochen hast, viel zu hoch ist.Und weil alles, was du für mich warst, auf falschenAnnahmen aufbaute. Du bist rassistisch. Das wussteich nicht, oder wollte ich nicht wissen. Du bistunsozial zu deinen Bewohnern. Du gehst schlechtmit deinen Nachbarn und Partnern um. Du missbrauchstdas Vertrauen und deine Position. Du nimmstFreiheit, um eine Art davon, deine Art, zu exportieren.Du hast nicht das gehalten, wofür ich dich gehaltenhabe. Du hast mein Vertrauen gehabt. Und noch vielmehr. Ich hätte für dich alles gegeben. Bin nur froh, dass ich nie in die Situation gekommen bin, dass dudas von mir ein einfordern konntest. Du hast mich ent-täuscht. Du hast mich belogen. Du hast nichtWort gehalten. Ich bin so dankbar, dass ichgenügend Zeit und Abstand zu dir hatte, um dein wahres Gesicht zu erkennen. Und da wunderst du dich,dass es Menschen gibt, die sich von dir abwenden.Du hast deine Macht falsch benutzt. Damit hast duviele bloß gestellt, gedemütigt und beschämt.Amerika, wenn du nicht zurück auf deinen Wegkommst, dann steht dir ein sehr schwerer bevor. DieMenschen lieben dich nicht mehr.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:40

Brief an das Lernen

Es ist eine Eigenschaft, die uns im Wesentlichen vonallen anderen Lebewesen auf diesem Planeten unter-scheidet. Wir können bis zum letzten Atemzug lernen.Sagenhaft. Die Meinung, dass Lernprozesse mit der Kind-heit und Jugend abgeschlossen sind, sind längstwiderlegt. Man kann alles immer lernen.Man kann bestimmte Qualitäten nicht mehr erlangen.Aber man kann sehr weit kommen. Ob man Sprachen,Musikinstrumente oder was auch immer lernen will.Kein Alter verhindert das. Deshalb sollten viel mehralte Menschen wieder studieren gehen. Denn lernenmacht Spaß. Wenn man das Lernen gelernt hat.Wenn man vermittelt bekommen hat, wie schönes ist, dass der Mensch sich mit Hilfe seinesGehirns vollständig selbst beschäftigen kann,so dass er nie alleine ist. Wer lernt, ist nie alleine.Er hat immer etwas hinzu zu fügen. Die Neugierdeam Leben zu halten und nicht zu genügsam zu werden,ist hier die Voraussetzung unserer Wohlstandsgesell-schaft.Das Risiko, im Sofa des Wohlstands zu versinken, istsehr groß. Deshalb muss man immer wieder auf dieharte Schulbank. Das hält die Neugierde am Lernenauf hohem Niveau.Die meisten Menschen glauben mit ein paar Abschlüssen,einem Führerschein, einem Job und der Volljährigkeit,sie könnten ruhig das Lernen einstellen. Vielemachen das auch leider. Aber das ist der Anfangvom Ende der Kultur. Die Arroganz, zu glauben, manhätte ausgelernt, ist ein fataler Irrglauben.Denn das, was uns in der Evolution bis zu diesem Tagehat überleben lassen, ist die Fähigkeit, lernenzu können. Diese brach liegen zu lassen, muss sichauf Kosten unserer Spezies auswirken. Was siebei genauem Hinsehen schon macht. Wir werden weniger.Denn wer nichts lernt, hat auch nichts weiterzu-geben. Der will auch keine Kinder.Wer viel lernt, der hat eine unbändige Lust, seinWissen an seine Nachfahren zu vermitteln. Under hat somit zugleich die Chance, von der folgendenGeneration zu lernen.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:30

Brief an das Lesen

Ich werde immer so müde in deiner Nähe. MeineKonzentration reicht bei Weitem nicht aus,dir so viel Aufmerksamkeit zukommen zu lassen,die es benötigt, dich ernsthaft zu betreiben.Manchmal gelingt es mir, ein Buch zu lesen.Aber ich muss mich diesem voll und ganz widmen.Denn oft denke ich beim Lesen an andere Dinge.Und am Ende einer Seite weiß ich nicht mehr, wasich auf derselben gelesen habe.Dann lese ich die Seit noch mal. Das passiert mirhäufig. Es ist ganz sicher, dass du eine der großenBereicherungen des Lebens bist, aber mir fehlt – noch-die Fähigkeit und vielleicht auch die Bereitschaft dazu.Ich sehe lieber Filme im Fernsehen oder im Kino.Ich sehe lieber Menschen in der Stadt zu. Denn eigentlichbin ich professioneller Cafésitzer und Milchkaffee-trinker, Menschbeobachter. Das liebe ich und könnteich bei gutem Wetter unentwegt machen.Ich sehe und denke mir dann Geschichten aus. Überdas alte Ehepaar. Über die junge Mutter. Über denTyp, der versucht, geschickt eine Zeitung aus demZeitungsständer zu klauen. Der Typ, der beim Einparkenschon drei Mal Anlauf nehmen musste und so weiter.Ich sehe für mein Leben gerne zu. Und an. Lesenmacht mich so müde. Aber die ganze Welt der Büchererwartet mich sicher noch. Die laufen nicht weg.Wenn die innere Ruhe mich endlich erreicht hat,dann werde ich alles lesen können, was es Wert ist,gelesen zu werden. Bis dahin gebe ich mich meinen zweigroßen Leidenschaften hin, dem Sehen und dem Schreiben.Und beides mache ich in vollen Zügen.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:20

Brief an das Licht

Irgendwer hat mal behauptet, dass, wenn nichts mehrgeht, irgendwo her ein Licht kommt. Das Symbol, die Hoffnung bis zuletzt nicht aufzugeben. Weil jemand anderes behauptet hat, die Hoffnung stirbt zuletzt. Viele schlaue Bemerkungen ranken sich um das Glück, den Erfolg. Unzählige Sprichwörter halten einen an, nicht aufzugeben, die Chancen zu nutzen, die Optionen, alles für das erhoffte Ziel in die Waagschale zu werfen. Diese gehen sogar weit, dass man ständig daran zweifelt, ob man es denn letztendlich auch verdient hat, erfolgreich zu sein. Hat man denn alles gegeben, alles andere hinten angestellt, auf alles verzichtet, hat man alles das wirklich geleistet? Und war der Wunsch größer, als alles andere? Wenn man das mit „Ja“ beantworten kann, man aber immer noch nichts von dem Licht sieht, dann stellt sich eine andere Frage: Wann ist eigentlich Schluss? Wann ist es vorbei? Wann steckt man zurück? Wann gibt man auf? Wann hört man auf zu hoffen, zu glauben, sondern fängt an, zurealisieren, das war's? Denn wenn man es nur ein Fünkchen zu früh macht, verpasst man vielleicht das alles rettende Licht. Und wenn man es zu spät macht, dann geht das letzte Licht sowieso aus. Ich weiß nicht, wann man loslassen darf, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Wann lässt man eine Vision einfach sausen, wann ein Ziel, wann eine Aufgabe, wann eine Freundschaft, wann den blöden Rechner, der einen ständig selbst verlässt? Wann weiß man, dass Schluss ist? Und die Zeit für einen Neuanfang. Welches Licht geht da an, oder welches Geräusch kann man dann vernehmen? Es gibt nur Geschichten für die Hoffnung, die Liebe und den unerschütterlichen Glauben, aber wann sagt einem die innere Stimme, was schon Paul besungen hat: Let it be! Ich weiß es nicht und sehe nur zu, wie alles immer mehr schwindet und alles immer weiter sich entfernt, der Berg der Last sich weiter stapelt. Und immer denke ich, genau da muss man durch, wenn man es ernst damit meint. Genau das muss man erlebt und überlebt haben, um den Sinn wirklich zu begreifen. Von dem, für das es sich lohnt, alles hinzuhalten. Aber die Zweifel daran sind genau so groß. Und werden größer. Wann soll man loslassen. Und zusehen, wie ein Traum untergeht. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:10

Brief an das Mentale

Viel wird über dich geredet. Wer dich auf seiner Seite hat, der hat schon fast gewonnen. Wer mental richtig eingestellt ist, der kann wesentliche Schwächen kompensieren. Weil er seine Stärken ausspielt. Das heißt, der Geist, die Einstellung führt den Körper entschieden zum Ziel. Als im Vergleich die reine physische Kraft. Der Wille, der Glaube, die positive Einstellung beeinflussen das Ergebnis. So soll es sein. Aber was nützt einem die mentale Stärke, wenn andere korrupt sind, Doping nehmen, betrügen, die Voraussetzungen und Regeln überschreiten und alle anderen Maßnahmen ins Feld führen, um den potentiell stärkeren trotzdem zu besiegen. Wer gewinnen will und muss, aber nicht ausreichend Fähigkeiten besitzt, der ist mehr als geneigt, alles einzusetzen, was ihm letztendlich doch den Sieg einbringen wird. Wer mental seine Stärken dagegen einsetzt, der wird ebenso mental den Glauben irgendwann daran verlieren. Was denkt einer, der weiß, dass alle Doping nehmen und er nicht gewinnen wird und kann. Was motiviert ihn trotzdem, dran zu bleiben, um immer wieder der Unterlegende zu sein. Mentale Kraft einsetzen ist ja schön und gut, aber in einer Welt, in der nur der erste Platz zählt, scheint mir dieses Mittel eher naiv. Das gilt auch für das Berufsleben. Wie viele Bessere habe ich unterliegen sehen, weil sie die Methoden der Verlierer nicht bereit sind einzusetzen, oder diese unterschätzen. Der Sieger in unserem Land ist nach den Regeln, die wir vermuten, oft nicht der Sieger. Was alle Sieger verdächtig macht. Ob in der Politik, der Wirtschaft oder im Sport. Denn ein Großteil konnte es nur mit Hilfsmitteln schaffen, die mit der eigentlichen Idee nichts zu tun haben. Aber wir wollen eben nur Erste. So müssen wir damit leben, dass wir die wirklich Ersten nie zu Gesicht bekommen. Sondern nur die Ersten, die wir dafür halten. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 16:00

Brief an das Mitleid

Du bist dann am Größten, wenn du am wenigsten Helfen kannst. Aber da, wo du wirklich gebraucht wirst, da bist du weit und breit nicht zusehen. An Orten, wo man wirklich auf dich verzichten könnte, da hältst du dich auf. Aber da, wo dringender gerade du nach dem Rechten schauen könntest, da schaust du weg. Mitleid. Du unterlassene Hilfeleistung. Du schienst dich im Schmerz des anderen wohl zu fühlen. Du nimmst nicht in den Arm der anderen sonder deiner selbst willen. Du stehst starr da und machst nichts, außer deiner Betroffenheit über das Schicksal anderer Ausdrück zu verleihen. Anstatt deinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Denn dem Mitleid ist man fast geneigt, genauso so viel Aufmerksamkeit zu widmen, wie dem Leid. Aber du vereinst uns. Im Mitleid sind wir miteinander im Leid. Alle nähern wir uns dem Leid eines anderen. Wir trauern, wir leiden ein wenig mit. In der Hoffnung, den Schmerz zu mindern. Oft

übertreibst du es und man weiß nicht mehr, was man von dir halten soll. Aber oft unterschätzt man dich. Denn du kannst die Solidarität mit dem Schicksal bekunden. Nicht da, wo du selbst getröstet werden willst. Sondern dich zurück hältst und das Schicksal in den Arm nimmst. Den Schmerz streichelst. Da, wo du schweigst und einfach nur zuhörst. Da, wo du die Tür öffnest und das Leid willkommen heißt. Da, wo du Grenzen überschreitest im Schmerz und dich selbst nicht sichtlich nimmst. Da, wo du dich anstellst. Da, wo du einfach nur da bist im Leid. Da ist Mitleid, das, was es sein soll. Aber leider hast du oft die Gestalt eines Mitreisenden angenommen. Der sich gerne im Leid anderer spiegelt, um dann das Geschehen zu verlassen mit dem einen Gedanken, was für in Glück ist mir das nicht passiert. Mitleid nimmt kein Leid. Sondern es hilft im Leid, alles das zu tun oder zu lassen, um Menschen im Leid nicht alleine zu lassen. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:50

Brief an das Nichts

An dir haben sich schon viele versucht. Dich logisch klar zu machen. Das Nichts. Dabei glaube ich nicht an das Nichts im Sinne des Wortes. Aber ich glaube an eine menschliche Wahrnehmung des Nichts. Was aber nicht gleichbedeutend mit dem Wort ist. Denn es entgehen uns sehr viele Dinge. Sie entgehen unserer Wahrnehmung im Nichts. Wenn wir diese wahrnehmen würden, würden wir das Nichts als Etwas bezeichnen. Deshalb ist in allem Nichts immer etwas. Wann man in nichts blickt, sieht man sehr viel. Wenn man im Nichts verwindet. Oder man hört nichts. Man schmeckt nichts. Nichts ist eher eine Bezeichnung für verändert, oder anders. Wenn man Schnupfen hat, schmeckt man verändert. Leider nicht so, als hätte man keinen. Wenn man die Augen zu hält, sieht man verändert. Aber man sieht immer etwas im Nichts. Das Nichts im wahrsten Sinne des Wortes gibt es somit nicht. Denn egal, wie leer oder dunkel, wie leise oder welche Eigenschaft uns auch immer das Wort „Nichts“ entlockt, es wird immer Etwas sein. Somit haben wir für unsere Art der Wahrnehmung einen Begriff entwickelt. Der aber nicht der allgemeinen Wahrnehmung entspricht. Wenn jemand behauptet, er habe nichts in der Tasche, kann das für jemand anderen alles andere als nichts bedeuten. Somit verwenden wir Begriffe, die in ihrem Ausdruck sehr viele Variable haben. Die viel weiter auseinander gehen, als dies Wörter an sich zu sagen scheinen. Wenn eine Frau sagt, sie habe nichts anzuziehen. Oder ein Mann, er habe nichts zu essen. Oder ein Kind, es habe nichts zu spielen. Dann ist hinter diesem Nichts sehr viel mehr als nichts. Somit gilt es immer, das Etwas in dem Nichts zu erkennen und zu finden. Denn wenn nichts wirklich nichts wäre, dann hätten wir nichts zu verlieren. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:40

Brief an das Pendel

Es schwingt über unserem Leben. Schwingt es stärker nach rechts, dann wird es der Physik folgen und ebenso nach links schwenken. Außer, das Pendel ist nicht mehr gerade, sondern neigt sich, dann hält sich das Pendel verstärkt und zunehmend auf einer bestimmten Seite auf. So ist es mit dir im Leben. Du pendelst dich manchmal ein. Aber dann schlägst du aus. Ins Glück und dann zur anderen Seite ins Pech. In die Liebe und dann zum Hass. Viele Pendel schwingen so bemüht, um die Ruhe im Gleichgewicht zu finden. Das Alter lässt die Bewegungen ruhiger werden. Der Ausschlag des Pendels nimmt ab. Und kommt über der entsprechenden Eigenschaft genau in deren Mitte zur Ruhe. Außer die Eigenschaft an sich hat sich verschoben. Dann kann das Pendel nicht das Gleichgewicht finden. Es pendelt weiter im Versuch, die Mitte zu finden. Oder es bleibt tendenziell über einer ausgeprägten Eigenschaft stehen. Leider gibt das Pendel Aufschluss über gute und schlechte Eigenschaften und Verhaltensweisen. Denn alles, was man verhaltensauffällig macht, scheint in Bewegung zu sein. Der Mensch sollte um Ausgleich bemüht sein. Aber das ist er in den seltensten Fällen. Er geht der Bewegung nach und bringt, wie auf einer Kinderschaukel, das Pendel weiter und weiter zum Ausschlagen. Das nennt man dann Eskalation. Die eigentlich zu verhindern wäre, wenn jemand die Schaukel bremsen würde. Aber die Arroganz des Erwachsenseins, gepaart mit dem Halbwissen, lässt Menschen weiter und höher schaukeln. Das Pendel unseres Gleichgewichts ist in Bewegung. In starker Bewegung. Und die Menschheit ist nicht im Stande und bemüht, diese immer stärker werdenden Pendelbewegungen in den Griff zu bekommen. Das nennt man außer Kontrolle geraten. Die sich darum bemühen, die werden nicht erhört. Sie halten die Entwicklung nur auf. Und die sie aufhalten könnten, sind gierig, ja süchtig nach der Schaukel. Und bemerken nicht, in welche Gefahr diese Ausschläge die Menschen sich und die Natur bringen. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:30

Brief an das Privileg

Du bist in Vergessenheit geraten. Duklingst so altmodisch. Dabei bist duso wesentlich. Man begreift dich nicht, sondern sieht dich nur in all denen, die ein vermeintlich leichteres Los im Leben gezogen haben, als man selbst. Was für ein Irrtum, das eigene Privileg des Lebens zu übersehen. Dass man ist. Und das auch noch zu der Zeit, an dem Ort. Wie viele haben dieses Privileg nicht nutzen können. Sind zur falschen Zeit, am falschen Ort geboren. Oder zur jetzigen, aber auch am falschen Ort. Deren Jammern kann ich nicht vernehmen. Das Jammern um mich herum ist nicht mehr mit anzuhören. Sie übersehen dich. Deinen unschätzbaren Wert. Alle, was ist, ist ein Privileg, das man wie einen Schatz behüten muss. Das man pflegen, beschützen und weitergeben muss. Das Glück, die Gesundheit, die Freiheit, alles Privilegien, die nur ganz wenigen zuteil werden. Und viele glauben, das wirklich verdient zu haben. Womit? Sie hatten nur Glück. Und so nackt und mittellos sie gekommen sind, ebenso werden sie das Leben verlassen. Verdient? Haben andere den Hunger, das Elend verdient? Die Gewalt, den Tod, die Krankheit, hat man sich das alles redlich verdient? Den Namen, den man trägt, was hat man für diesen geleistet? Verdienen muss man sich etwas im Leben. Verdienen kann man sich Respekt, Liebe, Freundschaft, Ehrlichkeit, Vertrauen. Das Menschen von einem nur Gutes zu berichten haben. Das kann man sich verdienen. Dafür ist uns das Privileg des Lebens bereitgestellt worden. Verdient haben sich viele nichts. Was für eine Fehleinschätzung. Anstatt sich über das Privileg zu freuen und zu versuchen, ihm auf einem Lebensweg gerecht zu werden, verfallen viele nur in die Selbstgerechtigkeit. Das Leben ist kein Verdienst, es ist ein Geschenk. Also hat das Leben es verdient, dass man mit ihm umgeht als das, was es wirklich ist – das Privileg. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:20

Brief an das Rasieren

Jeden Morgen denke ich: „Heute mal nicht.“ Dann beschließe ich kurzzeitig, den Bart mal stehen zu lassen. Und mich nicht wieder dieser Übung hingeben zu müssen. Der Vorsatz hält in der Regel nie lange durch. Denn nur einen Bruchteil später überwinde ich mich dann doch. Mir scheint, es wäre ein Merkmal, Ansatz, ein Indiz für Verwahrlosung, für Gleichgültigkeit. Im Knast oder im Urlaub, da kann das mal vorkommen. Aber im normalen Leben ist das ein Hinweis. Den jeder selbersich interpretiere. Also, rasiere ich mich doch. Und die Argumente sind auch immer dieselben. Meine Lieben mögen es nicht, wenn es kratzt. Somit habe ich wieder eine fadenscheinige Erklärung, die genügt, um den Rasierschaum aus der Dose zu lassen. Das Rasieren ist so eine Konstante in meinem Leben. Oft würde ich diese gerne verändern, aber außer einem kleinen Bärtchen hier, einem gepflegten Drei-Tage-Bart dort, ist es immer gleich geblieben. Glatt rasiert wie ein Kinder-popo. Eigentlich nervt das Rasieren ungemein. Denn es bringt Widrigkeiten mit sich. Als ich endlich in die Pubertät kam, konnte ich es gar nicht erwarten, ein Haar nach dem anderen zu rasieren. Damals konnte ich noch nicht erahnen, was das für lebenslängliche Begleiterscheinungen mit sich bringt. Brennen der Haut, Schnitte, empfindliche Stellen. Jeden Tag, jeden Tag, seit über 25 Jahren. Was da an Hektolitern Rasierschaum, an Kilos von Rasierklingen schon bei draufgegangen sind. Und wenn man bedenkt, dass man jeden Tag so ca. drei Millimeter rasiert, dann sind das in 25 Jahren sage und schreibe 27.375 Millimeter, das sind wiederum 2.737,5 Zentimeter, was wiederum 27,37 Meter entspricht. Hätte ich also mich nie rasiert, würde ich mit einem Bart von fast 30 Metern herumlaufen. Unpraktisch und sicherlich auch anstrengend. Man würde von meinem Gesicht nichts sehen und ich könnte auch nur schwer aus den Augen blinzeln. Wenn der mal in Brand geraten wäre oder wie viele Essensreste darin spurlos verschwunden wären. Da ist man doch froh, den Bart jeden Tag flach gehalten zu haben. Gilt für vieles im Leben. Was man täglich rasiert, dann kein Ungetüm werden. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:10

Brief an das Rationale

Immer häufiger bemerke ich, dass man sich zwar häufig auf dich beruft, aber dass es mit dir nicht zu weit her ist. Man zieht dich heran, um etwas zu untermauern oder in die Wege zu leiten. Aber bei genauem Hinsehen erkennt man, dass es dir an Substanz fehlt. Denn vieles ist irrational. Und das ist sound gut so. Wir werden vor allem bestimmt durch unsere Emotionen, Meinungen, Vorurteile und Neigungen. Fragen, die sich stellen, beantworten wir emotional sehr schnell. Benötigen nur eine Weile für die rationale Herleitung. Bei allen Statistiken, Tests, Prüfungen und allen weiteren Grundlagen für rationales Denken und Handeln werden diese eigentlich nur gebraucht, um die emotionale zu untermauern. Mein Lieblingsbeispiel ist ein sehr nahe liegendes: Wenn man sich eine Jeans kauft und gefragt wird, warum diese, dann entgegnet man eine rationale Begründung, wie: Die passt am besten. Obwohl diese hinkt. Denn um das Gewährleisten zu können, müsste man alle Jeans probiert haben. Das hat man aber nicht. Die Entscheidung kann schon emotional getroffen worden sein, oder durch eine Gewohnheitsentscheidung, weil man diese Jeans schon immer kauft. In vielen Bereichen unserer Gesellschaft gaukeln uns deshalb Menschen vor, dass, was sie da machen, einer rationalen Begründung folgt. Was aber nicht stimmt. Das Prinzip der menschlichen Entscheidungsfindung bleibt von der Geburt bis zu Tode gleich: Trial und Error. Versuch und Irrtum. Was gut war, wird logisch belegt. Was schlecht war, wird logisch widerlegt. Obwohl der Vater der Entscheidung nicht aus dem Kopf stammt, sondern aus dem

Bauch. Natürlich müssen viele dieser Theorie widersprechen, weil es die Existenz ihrer Beschäftigung in Frage stellt. Tut es aber nicht. Denn der Mensch liebt die Unlogik der Beweisführung. Deshalb zieht er sie auch oft hinzu bei einer Entscheidungsfindung. Er will die rationale Entscheidung glauben. Sonst ist das Gerüst seines Seins in Frage gestellt. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 15:00

Brief an das Richtige

Es schwant mir, dass du nur eine Vorstellung anderer bist. Denn bei dem Versuch, fortwährend das Richtige zu tun, langweilt man sich unweigerlich zu Tode. Und wenn es schlimm läuft, wird man so auch noch 99 Jahr alt. Bei genauer Betrachtung deines erhobenen Fingers erkenne ich selten den Zeigefinger, sondern den rechts davon. Was durfte und sollte man alles nicht lesen. Dabei war es rückblickend genau das, was die Gesellschaft weitergebracht hat. Was durfte oder sollte man sich alles nicht ansehen. Dabei ist es genau das, was die Gesellschaft befreit hat. Was sollte und durfte man sich alles nicht anhören. Dabei ist es genau das, was die Vielfalt in unserer Gesellschaft gebracht hat. Immer das Richtige tun heißt eigentlich, fast nichts zu tun. Alles so belassen, wie es ist. Ob im Kindergarten, in der Schule, am Arbeitsplatz, in der Familie bis hin ins Bett. Das Richtige? Nein, sicherlich nicht. Das Erleben im Leben ist maßgeblich davon geprägt, auf der Grenze der Versuchung immer wieder das Falsche zu tun. Um sich ein eigenes Bild davon zu machen. Das Richtige ist für Standards im Leben. Die richtige Temperatur des Wassers beim Friseur zum Beispiel. Oder die richtige Dauer des Kochens der Nudeln, damit sie al dente bleiben. Aber der richtige Pass beim Fußball hätte nie Fußballgötter hervorgebracht. Und das Richtige im Bett zu tun, mal ehrlich, wer will das? Da hätte ich mir einer Reihe von Enttäuschungen zu leben. Nein, das Richtige ist die Vorstellung und Wahrnehmung von Menschen, die das schon durchlebt haben und aus Vorsicht, Umsicht oder böser Vorahnung dazu aufrufen, das Richtige zu machen. In der Regel, weil auch die sich am Falschen die Finger verbrannt haben. Aber jetzt mal Hand aufs Herz, wer hat nicht das Falsche getan, als er in die Steckdose griff, auf die Heizplatte langte, zu schnell durch die Kurve, zu heiß gegessen, zu viel Alkohol, zu schnell ja gesagt, zu schnell nein gesagt, zu viel gegessen. Kirschen gegessen und Sprudelwasser getrunken, die Musik zu laut, die Nudeln zu lang und so weiter. Das ganze Leben ist ein Hochgeschwindigkeitspendel zwischen richtig und falsch. Und mit dem Alter scheint das Pendel weniger häufig und schnell auszuschlagen. Aber davon hat keiner was, der noch nicht in dem Alter ist. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:50

Brief an das Sammeln

Die Menschen sammeln alles Mögliche. Ich habe mal Eierbecher gesammelt. Bitte frage mich nicht, warum. Aber es waren antike Eierbecher. Es müssen über 30 gewesen sein. Was heißt gewesen, die liegen zu Hause in einer Schachtel. Die Kinder sammeln Figuren aus Computerspielen und Trickfilmserien. Wir haben Fußballer gesammelt. Meine Mutter sammelt Geschirr – altes natürlich. Und heute glaube ich, etwas im Sammeln entdeckt zu haben. Man will die Zeit einfangen und festhalten. Das Sammeln lässt einen Rückblick zu. Man sammelt oft alte Sachen. Und wenn man diese dann bestaunt, dann hat jedes Stück seine kleine Geschichte. Das hat man aus dem Urlaub. Das mal geschenkt bekommen. Da die Erinnerungen oft schneller verschwinden, als uns lieb ist, sammeln wir, um Erinnerungen zu sammeln. So, wie sich diese Superhirne viele Dinge merken können, indem sie einfach ihr Haus mit den Gegenständen einrichten, die sie sich merken sollen. So richten wir uns ein mit Sammlungen, die uns erinnern sollen. An was bloß? Aber da könnte die Lösung sein, einfach an die vergangene, schon vergangene Zeit. Menschen, die viel in der Vergangenheit leben, sammeln sicherlich mehr. Also Menschen, die ganz ungeduldig der Zukunft entgegen fiebern. Das Sammeln soll die Zeit langsamer vergehen lassen. Deshalb sammelt man alte Sachen, um Zeit zu sammeln. Umso älter, umso länger scheint der Eindruck, dass man gelebt hat. Und somit auch denjenigen umso intensiver. So hat die Sammel Leidenschaft ihre Wurzeln in der Lebenszeit, die verstreicht. Und wir uns nur schwer daran erinnern können, was alles schon passiert ist. Das Sammeln macht diese Erinnerung leichter. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:40

Brief an das Schlimme

Man will oft nicht hinsehen. Oder nicht zuhören. Aber dann, wie von magischer Hand, kann man den Blick nicht abwenden. Oder die Aufmerksamkeit nicht auf irgendetwas anderes lenken. Das Schlimme, das passiert, zieht uns fast fast ziniert in den Bann. Trotz abfälliger Bemerkungen können wir den Blick nicht davon lassen. Ob der Unfall auf der Autobahn oder der Skandal im Fernsehen. Anstatt uns nicht die Bilder des Schlimmen für immer in unser Gedächtnis

einzu-brennen, schauen wir wie gefesselt zu, wie unglaubliches Schlimmes passiert. Woher kommt diese Unart des Menschen, dann, wenn man glaubt, sich abwenden zu müssen, genau hinzusehen? Ich weigere mich, die Sensationslust dafür verantwortlich zu machen. Das klingt zu profan. In diesen Bildern scheinen wir etwas zu suchen oder zu finden. Vielleicht ist es der Moment, in dem anderen Schlimmes widerfährt, in dem wir für uns feststellen, wie gut es uns in unserer Haut geht. Oder wir lernen von den Bildern unbewusst Verhaltensmuster, die wir glauben, im Notfall dann nutzen zu können. Aber fast mit Lust sich das Leider anderer anzusehen, die damit verbundenen Tragödien mit sich herum zu tragen, das machen wir nicht aus Anteilnahme, sondern mit einer Art von Befriedigung, dass es uns ein Glück nicht passiert ist, das Schlimme. Und wenn es dann passiert, dann bemerken wir die Blicke all dieser Menschen, die in meiner Tragödie ihre Flucht suchen. Und wie gerne würde ich nicht von diesen Blicken durchlöchert werden. Aber habe ich nicht selbst hingeschaut, wenn das Schlimme geschehen ist? Was ist dran an der Lust am Leid anderer? 19. August 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:30

Brief an das Schwanken

Es ist nicht zu übersehen, dass ich in vielen Dingen schwanke. Zwischen zwei Polen, Werten, Verfassungen und Ansichten. Das Schwanken ist nicht das fast unbemerkte auf ruhiger See. Es ist eher ein Schwanken, wie diese Schiffschaukel auf der Kirmes. Das Gewicht schwankt von bis. Meine Stimmung. Meine Lust, mich einzubringen. Meine Haarlänge. Vieles schwankt. Immer angeschoben vom Zweifel, der Begeisterung. Der Niederlage oder dem Erfolg. Der Lust zu etwas und der Hass. Wie zwischen zwei Polen schwanke ich hin und her. Lange Zeit glaubte ich, es sei eine Art Magnetismus, der mal zur einen Seite anzieht und von einer anderen abstößt. Aber mittlerweile bin ich eher der Meinung, dass es wie auf einer Kinderschaukel meine eigenen Beine sind, die sich da abstoßen in eine Richtung und die ordentlich Schwung holt, um auch in die andere zu kommen. Warum? Weil man die Grenzen erfahren will. Sich selbst spüren will. Weil man sich gehen lassen will und aber kurze Zeit später in Askese leben will. Weil man im Pendeln ein größeres Spektrum der Erfahrungen und Erkenntnisse vermutet. Was da aber nicht ist. Denn es kostet mehr Kraft, als man glaubt, immer wieder aufholen zu müssen. Oder wieder zurück zu müssen. Loslassen und anfassen. Und das oftmals von Dingen, die man ruhiger mit durchs Leben tragen könnte, um somit die Sicht auf Wesentlicheres frei zu machen. Wer immer mit seinem Gewicht ringt, der muss sich um vieles andere nicht kümmern. Somit ist das Pendeln eine selbst gewählte Beschäftigung, die eigentlich nicht sein müsste. Ich glaube, suchende Menschen pendeln stärker, als diejenigen, die das gefunden haben, wonach alle suchen. Ihren Lebensmittelpunkt, ihre Berufung, ihre Leidenschaft, ihre Liebe. Pendeln bedeutet, noch auf dieser Suche zu sein. Das Pendeln zu beenden heißt angekommen zu sein. 19. Oktober 2007

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:20

Brief an das Singen

Wir gerne würde ich mit dir umgehen können. Singen können. Das muss wunderbar sein. Wenn man seine Stimme als Instrument einsetzen kann. Und dabei den Ton trifft. Und so der Musik seinen ganz eigenen Klang verleiht. Ich kann nicht singen. Eine Gabe, die, wenn man sie hätte, einen nicht nur berühmt und reich machen könnte, sondern, wenn man auch das singen würde was man liebt, eventuell sogar glücklich. Aber das ist sicherlich zu viel verlangt. Ich wäre auch schon zufrieden, wenn ich nur so viel singen könnte, dass ich mich selber gerne hören würde. Zudem das mit dem reich und berühmt fällt auch weg, weil ich am liebsten und ausschließ-lich Jazz singen würde. Aber wie gesagt nicht wirklich kann. Wenn ich in eine Zeit zurück gehen könnte, dann in die Zeit des Jazz. Und als Frank Sinatra oder Joe Williams geboren sein. Oder wenn ich die Chance hätte, nochmal was ganz anderes zu machen und dafür mir ein Talent aussuchen dürfte, dann wäre es eine Jazzstimme. Wenn ich im Auto manchmal mitgröle, dann merke ich wie weit weg ich von diesem Talent bin. Dann überfällt mich die Demut. Und manchmal werden für einen Moment meine Augen feucht, weil die Vorstellung singen zu können wie Ella über 3 Oktaven, oder wie Sammy, Joe, Frank, Nat das erfüllt mich für einen Moment mit so einer Stimmung, die man nur als Hochgefühl bezeichnen kann. Ist dann aber auch wieder schnell vorbei. Jazzsänger als Berufsbezeichnung. Wie das schon klingt. Wenn ich da an meine denke. Werbekaufmann. Mensch, Begabung warum hast du mir nicht ein wenig Gold in die Kehle gelegt? Naja, vielleicht habe ich neben Blei in den Füßen, Tomaten auf den Augen, was auf den Ohren, in den Fingern. Denn liebe Stimme, so sehr ich das Singen bewundere, das schreiben würde ich dafür nicht hergeben. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:10

Brief an das Spiel

Es ist mir das erste Mal im Urlaub begegnet. Ich war gerade 9 Jahr jung. Wir waren in Südfrankreich, am Atlantik, Vieux

Beaucoup. Da spielten Männer, alteMänner, ein Spiel namens Boul. Die Faszination ergriffmich sofort. Das will ich auch spielen. Aber wenig kleineJungens spielten auf dem Boulplatz. Alles waren alteMänner. Einer war so alt, dass er die Kugeln nichtmehr aufheben konnte, deshalb hatte er einenMagnet an einer Schnur, mit dem er die Kugelnwieder aufheben konnte. Das Spiel ist einfach.Man muss seine Kugeln näher an das Schweinchenbringen (die kleine Holzkugel), als andere Mit-spieler. So bekommt man Punkte, die man sammelt, undwer zuerst 13 hat, hat gewonnen.Der alte Mann hieß Pepe und mir fiel auf, dass erein paar Brocken Deutsch konnte. So stieß er beimVorbeigehen an uns immer wieder lächelnd Worte auswie: Jawohl! Das gefiel uns, weil es ihm zu gefallen schien. Denn das wir Deutsch waren, warnicht zu überhören und zu übersehen. Aber ich hieltlänger aus am Boulplatz als die Touristen, die nur mal einFoto machten, einige Minuten Aufmerksamkeit heucheltenUnd dann wieder des Weges gingen. Ich war auch amnächsten Tag wieder da. Und an dem, der darauf folgte.Meine Eltern fanden das gut, denn sie wussten, wo ich war.So stand ich in der glühenden und gleißenden Sonne desSüdens. Und schaute fasziniert zu, wie Pepe Boulspielte. Dabei unternahm ich jeden Blickkontakt, dermir geschenkt wurde. Alles wurde beobachtet, verarbeitetund gespeichert. Auch eine Tätowierung auf dem Unter-arm. Es war keine richtige, sondern es war eineReihe von Zahlen, die mir meine Eltern dann später,am gleichen Abend, erklärten. Es war die Nummer einesHäftlings aus einem KZ. Die Botschaft wurde immerkomplexer und furchtbarer. Weil Deutsche darineine sehr unrühmliche, geradezu schreckliche Rollespielten. Das nahm mir den Mut, weiterhin alles zuversuchen, die Nähe dieses alten Mannes zu gewinnen.Bis eines Abends seine Frau ihn wieder abholte undmich ansprach. Auf deutsch. Ich war wie gelähmt.Ab dann verlief der Rest des Urlaubs wie imTraum. Plötzlich war Pepe da, er reichte mir 30 Boulkugeln. Ich durfte mitspielen, wurde zum Esseneingeladen und war plötzlich ein Teil des Spiels.Ich war 9 Jahre und noch heute ist das Spiel ein Teilvon mir und somit auch Pepe, der zwei Jahre späterstarb. Ein Glück nicht im KZ, sondern nach einem SpielBoul. Vielen Dank, lieber Gott.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 14:00

Brief an das Spielen

Eigentlich habe ich immer Lust zu spielen.Ob Karten, Boul, Backgammon, Kicker, Kniffel,Skat, Doppelkopf oder was auch immer. Nichtsentspannt mehr und man ist dabei doch so konzentriert. Ich glaube, das schöne am Spielenist, dass es immer einen Gewinner und einenVerlierer gibt. Das Glück hilft hier und da unddas Können kann einen immer im vorderen Drittelhalten. Nicht wie im Leben der Erwachsenen,da gibt es das nicht. Oft lustlos geht es dazu. Und echte Gewinner und Verlierer gibt esda auch nicht. Sondern alles zieht sich endlosin die Länge. Beim Spiel geht es oft Schlagauf Schlag. Und man hat gewonnen oder ver-loren. Das ist schöner, als dieses langwierige,unlustige Arbeiten. Deshalb liebe ich dasSpiel so. Zudem ist es auch eine Angewohnheitaus der Kindheit. Wir haben viel gespielt. Unddurch das Spielen habe ich am meistern gelernt.Menschen kennen gelernt. Die nicht verlieren können und die nicht gewinnen können. DieAngst vor dem Sieg haben oder vor der Nieder-lage. Die lustlos spielen. Die völlig besessensind vom Spiel. Die keine Begabung und keinTalent haben. Die das Glück erzwingen wollen.Die ständig das Pech haben. Im Spiel spiegeltsich schon in jungen Jahren das ganze Leben wider.Ich kann schlecht verlieren. Habe aber gelernt,damit umzugehen. Dann mogele ich auch nichtgerne. Denn ich will ohne das gewinnen oderverlieren. Dann liebe ich Spiele, die auf hohemNiveau ablaufen. So, dass man kaum hinterherkommt. Dann lernt man immer und immer wieder dazu. Dann liebe ich auch Glückssträhnen, dieandere zur Verzweiflung bringen. Das Spielenvereint die Menschen, wenn sie es miteinandertun. Und in der Regel spielt man mehr mitFreunden. So gibt es einen Grund, sich zu treffen.Und die Zeit vergeht wie im Fluge. Wie oftging es beim Kartenspielen unbemerkt schon indie Morgenstunden. Und das Allerschönste: DasSpiel, egal welches, ist nie gleich. Sondernman erlebt immer etwas Neues.19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:50

Brief an das Standby

Überall leuchten die kleinen roten und grünenLämpchen – Standby. Das heißt so viel wie: Ichbin bereit, ich wart auf dich, auf meinennächsten Einsatz.Manchmal Tage, Wochen und Monate im Standby-Modus.Eine seltsame Erfindung. Denn wenn beim Fernseherdas rote Licht nicht leuchtet, dann ist er aus.Und man macht ihn an. Wenn aber das grüne LichtLeuchtet, ist er aus und man macht ihn an.Der Unterschied ist das Anmachen am Gerät odermit der Fernbedienung, die aber in der Regel erstgesucht werden muss. Weil sie nie auf dem gleichenPlatz im Standby-Modus verharrt. Im Gegensatzzum Fernseher, der steht immer an derselbenStelle. Sozusagen standstill.Bei der Espressomaschine ist das schon was anderes.Die steht zwar auch immer an derselben Stelle im Stand-still-Modus, aber die braucht Anlauf. Was sienach längerer Zeit im Standby nicht so sehr braucht.Der Wunsch des Menschen, alles nutzen und benützenzu können und zwar immer und gleich, hat dieses roteund grüne Lämpchen ins Leben gerufen. Was aber dafürsorgt, dass zum einen viel mehr Strom verbraucht wirdund Geräte anfälliger werden durch ihre ständigeBetriebsbereitschaft. Das ist so, als ob immer derMotor im Auto laufen würde, eben standby. Dasbelastet den Motor natürlich zusätzlich.Somit ist die Erfindung des Standby eine Verschleiß-erfindung. Eine Stromverbraucherfindung

und eine Sucherfindung (beim Fernseher). Tolle Idee. Obwohl, manchmal wünsche ich mir schon einen Standby-Modus für Menschen. Damit die mal schneller aus dem Quark kommen, oder ich morgens. Gut wäre auch, die oftmals in einem solchen Ruhezustand zu halten. Dann machen die keinen Blödsinn, verbrauchen nur unnötig Energie und verschleißen trotzdem. Für ein paar Menschen, die mir da einfallen, wäre das eine echte Bereicherung. Die Standby-Taste für den Menschen. Obwohl, gibt es die nicht schon und heißt Handy? 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:40

Brief an das Streben

Wo geht's lang? Kannst du mir mal verraten, wo es lang geht? Da renne ich die ganze Zeit in eine Richtung. Um jetzt festzustellen, dass ich auf dem Holzweg bin. Also, wonach streben wir denn nun? Kann sich da mal jemand einigen? Erst allein Richtung Qualität, Wert, Hochwertigkeit, Kontinuität und Konsequenz. Und glaub mir, das ist schon eine schwere Nummer. Da braucht man eine Menge Geduld und muss ständig dazu lernen. Immer auf einem sich steil nach oben bewegendem Niveau. Und jetzt das. Die rennen alle in die andere Richtung. Wertlos, billig, günstig und preiswert und noch billiger. Masse statt Klasse. Was soll das? Dafür habe ich doch nicht jahre-lang gelernt und gemacht. Dass ich kurz vorm Gipfel absteigen soll und den ganzen beschwerlichen Weg wieder runter soll. Um alles, was wertvoll wurde, wertlos zu machen. Das ist nicht fair. Erst hü, dann hot. Was den nun? Also, wenn das so bleibt, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als den ganzen Mist mitzumachen. Wenn aber nicht, dann könnte ich doch hierin aller Ruhe ausruhen und warten, bis das ganze Feld wieder die Richtung wechselt. Ich wäre dann auch ziemlich weit vorne. Was man vom Rest dann nicht behaupten könnte. Soll ich das machen? Was denkst du? 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:30

Brief an das Tauchen

Man begibt sich in eine andere Welt. Ohne alles das, was man täglich um sich hat. Und diese Welt ist voller anderer Lebewesen. Ohne all diese, die man täglich um sich hat. Es ist, als ob man einen anderen Planeten in einem anderen Universum besucht. Man ist zu Besuch, zu Gast. Beim Tauchen verändert sich deine sichere Lebensform in eine unsichere. Denn man kann nicht frei atmen. Und scheint wie ein Astronaut wie in einer Art Schwerelosigkeit umher zu treiben. Die Sprache ist eine eigene und stark reduzierte. Aber man versteht sich unter Wasser. Das Körpergefühl ist ein völlig anderes. Das Gewicht der eigenen Masse schwebt wie auf Händen getragen. Und man kann unablässig Neuigkeiten bewundern und entdecken. Alles ist neu und anders. Nichts ist wie aus unserer Welt über Wasser. Das Taucheneröffnet einem einen Blickwinkel auf unsere Welt, wie man ihn über Wasser nicht bekommt. Das muss Astor-nauten im All ebenso gehen. Sicherlich noch beeindruckender. Man ist neu in ihr. Und nur zu Gast. Man kann nicht bleiben und man ist nicht wirklich hier zu Hause. Man schwimmt eben nur mal vorbei. Man beobachtet die großen und kleinen Fische. Die Pflanzen, Korallen, die Farben und was man in der Zeit, die einem unter Wasser bleibt, noch so mitnehmen kann. Tauchen ist ein Ausflug in eine andere Welt, die direkt vor unsere Haustür liegt. Es macht den großen Menschen sehr klein. Denn im Meer sind wir verschwindend winzig. Das Tauchen kann einen viel lehren. Aber wie in allem gilt auch hier, es gibt solche und solche. Denn wo andere ihren Müll im Wald liegen lassen, so trampeln hier viele arglos mit ihren Flossen vieles kaputt und stecken ein, was ihnen vor die Taucherbrille kommt. So sind wir nun mal, wir Menschen, wir müssen immer Souvenirs mitnehmen oder unsere Spuren hinterlassen. Zwei Dinge, derer es nicht benötigt, die wir aber nicht lassen können. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:20

Brief an das Tor

Wenn man in seinem Leben viele Tore gesehen hat und auf vielen Plätzen Fußball gespielt hat, dann hat man Vorlieben. Für bestimmte Tore. So mag ich die argentinischen nicht. Die so schlapp herunter hängen. Und ich begehre die englischen. Die gespannt sind wie ein Flitzebogen. So dass der Ball, der in ihnen einschlägt, mit derselben Geschwindigkeit wieder heraus zuspringen scheint. Der Moment, wenn der Ball ins Tor trifft, macht aus Toren schöne und nicht so schöne. Wie jämmerlich erscheint ein fulminanter Schuss in den Winkel, wenn die Spannung des Netzes fehlt. Auch der Rasen ist wichtig. Er muss mindestens noch zwei Meter wie ein Golfgras unter und hinter dem Tor weitergehen. Das System, wie es gespannt ist, muss unsichtbar erscheinen. Keine Schnüre dürfen den Blick auf das Allerheiligste versperren. Die Torlinie muss exakt sein. Der Torraum wie ein unberührtes Stück Erde. Diese farbigen Netze lenken nur ab. Ein Netz ist weiß. Jungfräulich weiß, in der Erwartung des Balles. Ein schönes Tor macht aus einem schönen Torschuss einen unvergesslichen. Das Netz spielt da eine wichtige Rolle. Deshalb ist das umso unverständlicher, dass viele Tore so lieblos erscheinen. Sich offensichtlich hängen lassen. Lustlos wirken. Das Tor muss voller Spannung sein. Voller Erwartung. Es muss erzittern, beben beim Einschlag des Balles. Erst dann ist es das Tor. 19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:10

Brief an das Überhören

Die Worte sind klar. Die Geräusche unmissverständlich. Aber der Mensch überhört die Zeichen. Er hört nicht den Seufzer. Oder will ihn nicht hören. Man will nur das hören, was man will. Darum antwortet man auch immer gleich auf die Frage: „Wie geht's?“ „Gut!“ Denneine andere Antwort will man nicht hören. Und wenn sie anders wäre, würde man sie einfach überhören. Da rufen Menschen um Hilfe, aber niemand hat etwas gehört. Da bieten andere ihre Hilfe an, aber keiner hat dies in Anspruch genommen. Es scheint, dass zu viele Geräusche um uns sind. Das wir aufhören, genau hinzuhören. Aber die Autobahn oder das störende Flugzeug, das hören wir. Das weinende Kind. Oder Schweigeneines Menschen, der uns nah ist, haben wir überhört. Ständig sind wir umgeben von Geräuschkullissen. Lärmpegeln. Das Radio rauscht Musik und Informationen vor sich her. Der Fernseher. Mannimmt das Telefonieren anderer wahr, die elektro-nischen Geräte, die Lüfter, die Generatoren, die Motoren, den Wind und hin und wieder auch mehr von der Natur. Alle Geräusche würden unseinzeln in einem anderen Umfeld auffallen und wir würden genau hinzuhören. Aber so sinkt unsere Sensibilität, was das Hören betrifft. Mit der fatalen Nebenwirkung, dass wir auch Wichtiges überhören. Deshalb werden Signale lauter. Die Sirenen dröhnen. Und auch die Werbung wird immer lauter. Die Musik. Die Medien. Die Motoren. Alle wollen erhört werden. Vor allem die, die wir locker überhören können. Es drängen sich Geräusche in unsere Aufmerksamkeit, die alles andere verstummen lassen. Und es fangen genau die an zu schweigen, denen man besser sein Gehör geschenkt hätte.

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 13:00

Brief an das Vergessen

Wie war noch mal die Telefonnummer? Wie heißt seine Frau noch? Wie war die Geheimnummer? Die Fragen zu Zahlen und Namen reißen nicht ab. Sie sind so allgegenwärtig, dass beim bloßen Denken daran mir schon die Information verloren geht. Es macht einen rasend, wenn man sich so einfache Dinge nicht merken kann. Mich also. Es ist oft peinlich, wenn man jemanden vorstellen will und einem der Name abhanden gekommen ist. Dann denke ich immer, wie wohl die anderen darüber denken. Wie nachlässig, vergesslich oder oberflächlich ich wohl bin. Mir nicht mal Namen merken zu können. Aber es ist nun mal so. Und das Problem macht das Problem nur noch größer. Wenn mir schon jemand nur seinen Namen sagt, denke ich schon voller Gewissheit, auch dich werde ich wieder vergessen. Oder eine Telefonnummer. Immer dasselbe. Wie kommt das nur? Mein Gehirn kann sich Massen von Fakten und Daten merken, aber ein Name von einer Person fällt mir in der Geschwindigkeit eines Schlüsselbundes, der in den Gully fällt. Es scheint eine Namens-Aversion zu geben in mir. Ich sollte mich davon befreien lassen. Miteinem Auswies, einem Aufdruck oder einem anderen Erkennungsmerkmal. Einem blauen Armband oder so. Was klar allen signalisiert, der kann sich deinen Namen nicht merken. Wie eine Art Blinden-Binde für Namensversenker. Vergesser. Das würde mir recht helfen. So hätte ich nicht immer dieses unguete Gefühl. Gleich vergesse ich ihn. Und keiner würde mir das dann noch übel nehmen. Trägt ja ein blaues Armband. So spreche ich alle mit Du an und mich auch alle mit Du und vorstellen kann ich dann auch alle mir Du. Das wäre wunderbar. Dann müsste ich mich nicht mehr freiwillig in so peinliche Situationen begeben. Wahrscheinlich wäre ich dann so entspannt von der Gefahrenzone des Vergessens, dass ich mir eventuell alle Namen locker merken könnte. Und das Armband irgendwann abnehmen könnte. Schön wär's. Aber bis dahin heißt es weiterhin: Äh, das ist?
Äh...?

19. Oktober 2004

Geschrieben von Christof Hintze in Wortkunst um 12:50